



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Volkskunst, Bauernkunst und nationale Architektur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

deutsche Dichter aufgetreten, er hätte kaum Aufmerksamkeit erregt; die gebildeten wie die sensationsfüchtigen Kreise lagen bereits im Banne der fremden Litteraturen, in denen ungeahnte Kräfte zur Entwicklung gelangt zu sein schienen, die nun auf Deutschland einzuwirken und vor allem die Jugend aufzuregen begannen. Aus dieser Beschäftigung mit den Fremden wurde dann um die Mitte der achtziger Jahre ein neuer Sturm und Drang, die sogenannte Revolution der Litteratur, die „Moderne“ geboren.

(Fortsetzung folgt)



Volkskunst, Bauernkunst und nationale Architektur



seit wir eine Nation geworden sind, kann man auf den verschiedensten Gebieten Bestrebungen wahrnehmen, die dieser Thatsache auch im geistigen Leben Ausdruck geben möchten. Zu einer neuen Litteratur und einer neuen Kunst sind wir zwar noch nicht gekommen. Denn was die schaffenden Geister auf den Markt gebracht haben, das läßt das deutsche Volk nach der größten Zahl seiner Angehörigen nicht dafür gelten. Desto mehr sucht man dem, was frühere Zeiten geschaffen haben, sofern es für unser heutiges Leben noch brauchbar ist und diesem Nationalgefühl entgegenkommt, sich wieder zu nähern und sich mit seinen Gedanken darin einzuleben, und was nach dieser Seite hin gebildete Männer an sich erfahren und ändern in geeigneter Form mitteilen, das darf wohl auf Entgegenkommen bei unsern Lesern rechnen.

Dahin gehört zunächst ein feines kleines Buch, das wir empfehlen möchten: Volkskunst von Robert Mielke. (Mit 85 Abbildungen. Magdeburg, Niemann, 1896.) Der Verfasser ist weit gereist und hat in der Kunstthätigkeit aller Völker immer die Spuren aufgesucht, in denen sich die nationale Eigenart des betreffenden Volkes offenbart, möglichst unberührt von künstlich aufgedrängten Einflüssen. Das hat er dann auf vielfachen Wanderungen durch ganz Deutschland auf unsre heimatische Kunst angewandt und bietet nun die vielen Bestandteile der „Bauernkunst“ in Wohnung und Hauseinrichtung, Geräten und Schmuckgegenständen gesammelt in einem hübsch geschriebnen Büchlein mit vielen gut gewählten interessanten Abbildungen dar. Auch wer ziemlich heimisch in diesen Dingen zu sein glaubt, wird immer noch manches neue daraus lernen. Es versteht sich fast von selbst, daß der Verfasser ein Gegner des Klassizismus ist, und daß er die Renaissance, insofern sie nach Deutschland

gekommen ist, mit ungünstigen Blicken ansieht. Aber die antike Schule ist nun einmal durch die Geschichte so in unser Leben eingedrungen, daß wir sie nicht wieder beseitigen werden. Es fragt sich also nur, wieviel wir von dem Urdeutschen aus der Bauernkunst noch retten können. Handelte es sich nur um sinnige Betrachtung und liebevolle Versenkung in die Überbleibsel dieser Kunst, woraus dann ja für den Geist unsers Volkes, sein früheres Leben und das Verständnis der volkstümlichen Literatur vieles zu gewinnen wäre, so ist das Gebiet weit genug und anziehend und deutlich erkennbar und in kleinern und größern Denkmälern noch jetzt erhalten. Das wäre ein Gesichtspunkt, der sich vortrefflich einfügt in die Gedanken, die die Grenzboten kürzlich über deutsche Altertumsprofessoren ausgesprochen haben. Aber der Verfasser bleibt nicht auf diesem theoretischen Standpunkte, bei dem Sammeln, Verstehen, Nachempfinden und dem Wiederherstellen einer früheren Gedankenwelt stehen. Er will auch etwas praktisches. Aber was? Und wird es sich erreichen lassen? Er möchte seiner Volkskunst die Industriekunst entgegenstellen, die eine gegen die andere in den Kampf führen. Erst nach dem dreißigjährigen Kriege — so meint er —, als die Kunst zur Repräsentationsdirne der Reichen wurde, als sich die entvölkerten, ehemals ackerbauenden Städte mit industriell gesinnten Einwohnern füllten, ist jene Scheidung eingetreten. Die Kunst, die allen verständlich sein könnte, die volkstümliche Bauernkunst ist verschwunden und wird in ihren Kreisen verachtet, höchstens von einzelnen Sammlern und Kennern aufgesucht und zusammengekauft. Dafür haben die Antike und die Renaissance und das Großstadtmilieu der in den Städten zusammengepferchten Leute, die sich in die Fenster gucken, mit den Ellenbogen stoßen und immer nervöser werden, eine Art von Kunstzerstreuung geschaffen, an der die andern keinen Anteil haben, und die dem innern Wesen des Deutschen fremd ist.

Gewiß, das hat ungefähr seine Richtigkeit, und es ziehen immer mehr Leute in die Städte, auch die es gar nicht nötig hätten, und die es draußen viel besser haben könnten. Aber — „da halte mal einer auf!“ sagte 1848 ein aufständischer Bürgermeister eines hessischen Örtchens, der sich vermessen hatte, ganz allein das erwartete Militär zum Dorfe hinauszuschlagen, als er nun in Wirklichkeit die Reihen der anmarschierenden Soldaten immer länger werden sah. Da liegt's! Der Verfasser lebt doch selbst in einer großen Stadt, und er ist mit seiner feinen und weiten Bildung ein echtes Produkt der großstädtischen Kulturentwicklung, nur ein besseres, als viele andern. Sein hübsches Buch würde er nicht geschrieben haben, und auf alle seine netten Gedanken würde er nicht gekommen sein, wenn er noch, wie vielleicht sein Großvater, auf dem Lande säße mitten unter seiner geliebten Bauernkunst. Wir können betrachten, bedauern, auch klagen, das geht alles. Aber sowie wir anfangen, praktische Vorschläge zu machen, dann fangen auch die Schwierigkeiten an. Der Verfasser ist Idealist, und ohne Idealismus können solche

Bücher nicht geschrieben werden. Er sagt z. B.: „Der Arbeiter, hinter dessen lebhaftem Verlangen nach sozialen Verbesserungen auch das nach Befriedigung seines Kunstgefühls schlummert, hat sich bisher noch wenig um sie gekümmert. Sicher ist das nicht seine Schuld, sondern die der mangelnden Kunsterziehung, die es nicht verstanden hat, in die Mansarden- oder Kellerwohnungen zu dringen.“ Wir haben noch keinen Arbeiter kennen gelernt, der Kunstbedürfnis gehabt hätte, außer wenn er den Beruf hatte, selbst eine Art Künstler zu sein, wie mancher Möbeltischler. Für alle übrigen kommt das Kunstbedürfnis, von dessen Erfüllung sich der Verfasser soviel verspricht, von selbst an die Reihe, wenn — erst alles andre da ist. Aber — doch wir wollen dem Verfasser lieber in eine andre Gedankenreihe folgen.

Es ist reizend, in seinen Abbildungen von Bauernstühlen, Bauernschränken, Bauertischen, Bauernornamenten usw. zu blättern, wirklich poetisch. Aber könnte man damit wohl die Kunst, deren das Leben nun einmal bedarf, aufbauen? Häuser ganz gewiß nicht. Es sind doch immer nur noch einzelne Stücke, Ausstattungsgeräte, Zierteile und dergleichen, die verwendbar wären, und das alles wäre doch auch immer nur mehr für die verfeinerten Menschen, die sich in dem Zustande wohlhabenden Behagens diese Vereinfachungen, so zu sagen, leisten, um sich einmal an den Gegensätzen des Lebens zu erfreuen. Nehmen wir ein Beispiel aus dem Handwerk. Der Verfasser liebt den Kerbschnitt. Wir auch. Aber was kann man damit „machen?“ Wenn die Jungen in den Städten keine Fenster mehr einwerfen dürfen und keine Schneemänner mehr machen können und die Mutter ihnen dann einen Platz für die unvermeidliche Schmutzerei einräumen kann und mag, so giebt das eine ganz hübsche Winterbeschäftigung. Aber als Dekoration an Möbeln macht doch der Kerbschnitt zu wenig aus, um sich bezahlt zu machen. Relief leistet mehr, und Stecharbeit geht schneller. Kerbschnitt wird wohl hie und da im Kunstgewerbe angewandt, aber die Unternehmer klagen bei jedem schönen Stück, daß es zu teuer geworden sei und sich schwer verkaufe. Geübte Schnitzgerinnen, die sich damit einen Teil ihres Unterhalts verdienen, sagen, daß sie nicht auf ihre Kosten kommen würden, wenn sie sich ihre Arbeit stundenweise nur nach einem bescheidenen Satze bezahlen lassen wollten. Und so geht es auch in andern Teilen der Volkskunst. Wir können uns daran freuen und werden und wollen sie nicht untergehen lassen, aber für unsre praktische Kunst und für unsre sozialen Bedürfnisse steht das alles leider sehr im Hintergrunde.

Die Verbindung von Kunstbetrachtung mit Ausblicken in das Leben findet sich wie in Wielkes Buch auch in den Aesthetisch-politischen Briefen von einem Aesthetiker. (Leipzig, Werther, 1896.) Im übrigen aber sind sie etwas ganz andres. Ihre Sprache ist Schulsprache, die Gedanken sind nicht immer abgeklärt, und die Sätze sind manchmal nicht leicht zu genießen. So ist ihrem Verfasser z. B. die Vernunft „die weise Beraterin seines Empfindens —

dessen, was der Chirurg mit dem Messer nicht finden kann, und was doch in ihm ist" (S. 18). Wir kennen aber wohl Chirurgen, die den Menschen Arme und Beine abschneiden, würden es aber doch nicht für rätlich halten, sie uns bei lebendigem Leibe so nahe kommen zu lassen, daß sie in den „Sitz unsers Empfindens“ eindringen könnten. Hat er sich ferner wohl einen Augenblick klar zu machen versucht, wie er es anstellen will, eine Aureole oder eine Apotheose zu „zertrümmern“ (S. 72)? Oder hat er an etwas andres als an die mechanische Sakbildung gedacht, als er S. 91 schrieb: „die nach innen gewandte Erziehung gewinnt eine neue, tiefere Bedeutung: die der exekutiven Reformfähigkeit in sich“? Denn die Worte scheinen uns keinen Sinn zu haben. Eine Broschüre, zumal wenn sie namenlos erscheint, sodas man sie nicht um ihres Verfassers willen liest, muß klar und treffend geschrieben sein, womöglich auch unterhaltend und etwas spannend. Diese hier ist nur lehrhaft und macht uns noch dazu das Lernen ziemlich schwer. Aber vielleicht lohnt es sich gerade darum.

„Politisch“ hat der Verfasser seine Briefe genannt, weil er meint, daß seine Fragen von öffentlichem Interesse seien und den Staat etwas angingen, dieser wohl auch etwas zu ihrer Lösung thun könne. „Ästhetisch“ sind sie, insofern sich der Verfasser mit Gegenständen der Litteratur und der Kunst beschäftigt. Hören wir also. Von S. 49 an handelt er über das Nationaldenkmal von Vegas und über Hauptmanns Hannele und sieht „das Hervorstechende der beiden Werke,“ also das, was die Zusammenstellung in seinen Augen rechtfertigt, bei dem Denkmal in der „Größe des plastischen Vorwurfs und der unbestreitbar vollen und vornehmen Künstlernatur des ausführenden Meisters,“ bei dem Theaterstück aber in dem „geistigen und gesellschaftlichen Niveau derer,“ die es auf der Bühne des Schauspielhauses zugelassen haben. Und dieses sein „Hervorstechendes“ ist ihm außerdem noch „sei es ein unterlegtes (!) oder begründetes.“ Wir glauben nach diesem Anfange nicht, daß in der Beschäftigung mit Kunst und Litteratur von jeher die Stärke des Verfassers gelegen habe, und können uns auch von seinen praktischen oder, wie er sie bezeichnet, politischen Gedanken nichts andres versprechen, als eine „Erfolgsunmöglichkeit dieser Absicht,“ um einen nicht gewöhnlichen, aber in diesem Falle zutreffenden Ausdruck von ihm selbst zu gebrauchen. Denn daß die Kunst „das Aschenbrödel des Staats ist,“ entgeht zwar seiner Einsicht nicht, aber es wird nirgends klar, wie er das praktisch zu ändern gedenkt. Er mißbilligt es, daß in den Zeichensälen Anatomie getrieben wird, wovor die Griechen aus religiöser Scheu zurückschreckten, und daß die Akademien „aus der Technik die künstlerische Begabung gewinnen wollen,“ während sie „umgekehrt die Künstlernatur, die immer sporadische, zur vorhandnen Intuition nur im Handgriff zu belehren hätten.“ Dagegen hat er eine Art Menschheitschule im Auge, wo nichts auswendig gelernt werden darf, sondern für das zu erzielende Kunstverständnis

nur die Geschmacksbildung auf sinnlichem Wege bleibt, Vorträge von Liedern, Orgelkompositionen, Anschauen von Bildern usw. Aber wir wollen das nicht im einzelnen verfolgen. Wer sich dafür interessiert, findet unter anderm auch noch einen „gangbaren Weg zu einer Neugestaltung des thätigen und sittlichen Lebens: die absolute Scheidung der materiellen Interessen von den geistigen, eine Reform, die erst das Geistige in das Ideale wandelt,“ was dann, um etwaige Zweifel zu besiegen, einstweilen nicht anders als durch gesperrten Druck bekräftigt werden konnte. Übrigens sagt der Verfasser auch sehr viel richtiges und gutes über den Widerstreit unsrer Verstandesbildung mit dem Gemütsleben, ohne daß wir etwas anzugeben wüßten, was wir bei ihm zuerst in dieser Form ausgedrückt gefunden hätten. Es scheint, als läge ihm die Erörterung allgemeiner sittlicher Fragen mit etwas philosophischer Färbung näher, als jene ganz konkreten Sachen, die Kenntnis und Reife des Urteils fordern, wovon in seinen „ästhetisch-politischen Briefen“ nichts, vielleicht dürfen wir sagen: noch nichts zu spüren ist.

Wer als gebildeter denkender Mensch oder einer einzelnen bestimmten Aufgabe gegenüber, z. B. als wohlhabender Bauherr zu einem selbständigen Urteil angeleitet werden möchte über das, was innerhalb unsrer heutigen Architektur möglich oder nicht möglich ist, dem empfehlen wir die Architektonischen Betrachtungen eines deutschen Baumeisters, mit besonderer Beziehung auf deutsches Wesen in deutscher Baukunst von Robert Neumann. (Berlin, Ernst und Sohn, 1896.) Er findet darin zuerst eine historische Übersicht über die Baustile in ihrem Zusammenhang mit dem Leben der Völker und ihrer besondern Geschichte, alles gut und klar dargelegt, nichts zu weit hergeholt, dann in einem zweiten Teile die Folgerungen in Bezug auf die Art, wie man heute bauen oder nicht bauen sollte. Der Verfasser ist nicht einseitig für einen bestimmten Stil eingenommen, und er meint auch nicht, daß die nächste Zukunft noch einen neuen Stil zu erfinden hätte. Man soll aus dem Vorhandnen auswählen und zusammensfügen und dabei dem nationalen Gefühl gerecht zu werden und einen Gedanken auszudrücken suchen, so wie die Alten mit ihren historischen Stilen bestimmte Gedanken ausgedrückt haben. Über das Verhältnis der beiden großen organischen Baustile der Vergangenheit, des griechischen und des gotischen, spricht er sich so aus, daß man ihm wohl zustimmen kann. Er nimmt den gotischen nicht ausschließlich für uns in Anspruch und sieht andrerseits als Zögling der Berliner Bauakademie mit Recht in dem griechischen die beste praktische Vorschule für die Beschäftigung mit jedem andern Stil. In diesem Zusammenhange werden auch Karl Böttichers Verdienste um die Erklärung der griechischen Bauglieder gebührend anerkannt, nicht überschätzt, aber auch nicht bemäfelt, wie das jetzt Mode ist. Bötticher ist mit seiner Struktursymbolik im einzelnen vielfach in die Irre gegangen, aber an alle Einzelheiten hat auch außer ihm vielleicht zu keiner Zeit

irgend jemand geglaubt. Seine Wunderlichkeiten haben die Urteilsfähigen unter den Archäologen sowohl als unter den Baumeistern stillschweigend unter einander als solche erkannt. Kein Mensch hätte es für nötig gehalten, darüber Bücher zu schreiben. Denn man wußte doch, daß vor Bötticher „das reine Griechisch“ eine unverstandne Sache war. Nun erst sah man, daß mit den Bauformen etwas gemeint war, und Bötticher hatte gezeigt, was das sein könnte. Seine Übertreibungen abzustreifen war nicht schwer. Böttichers Bedeutung für die theoretische Erziehung der Architekten greift weit hinaus über den Bereich der einstigen Schinkelschen Schule; sie ist grundsätzlich und allgemein.

Wir bemerken das gegenüber einem kleinen Buche, dessen Verfasser sich nachträglich und lange nach Böttichers Tode die ganz überflüssige Mühe einer Zusammenstellung Bötticherscher Verkehrtheiten gemacht hat: Karl Böttichers Tektonik der Hellenen als ästhetische und kunstgeschichtliche Theorie. Eine Kritik von Dr. Richard Streiter, [Architekt[en]]. (Hamburg und Leipzig, Voß, 1896.) Und wir möchten noch ausdrücklich hervorheben, daß, da das große Verdienst Böttichers, zuerst die Grundlage einer Erklärung der griechischen Bauformen aufgestellt zu haben, feststeht, es eine völlig gleichgiltige Sache ist, wie sich die ästhetische Theorie irgend einer Zeit, also auch der neuesten, mit seinen einzelnen Ergebnissen abfinden mag. „Dieses Buch — sagte einst Springer in seiner Leipziger Antrittsvorlesung über Böttichers Tektonik der Hellenen — macht alle Sünden des Mannes wieder gut.“

Neumann, zu dessen Buche wir zurückkehren, urteilt verständig über die Bestandteile der einzelnen Baustile in ihrer Bedeutung für die Gegenwart, z. B. wenn er sagt: „Ein dürres Reis, wie das altgermanische Zierschnitzwerk, wieder beleben zu wollen, wäre vergebliches Beginnen. Auf dem Boden, den die uns vorangegangenen Generationen bestellt haben, müssen wir weiter arbeiten“ — was uns wieder auf Mielskes „Volkskunst“ zurückweist. Ferner wenn er in der sogenannten deutschen Renaissance, der er für den Profanbau im allgemeinen das Wort redet, doch den Mangel an kräftiger Gruppierung hervorhebt und sie deswegen für ungeeignet zu Monumentalbauten erklärt. Unter diesem Gesichtspunkt bespricht er dann die italienische Renaissance, den Barockstil und die romanische Architektur. Auch was er über die Verwendung gotischer Zierformen an dem übrigens durch Romanen geschaffnen modernen deutschen Hause sagt, kann man gelten lassen. Denn wir stehen ja in der Praxis lange nicht mehr in dem reinen Stil, noch auf der idealen Höhe einer wirklich geschichtlichen Anschauung, von der aus Jakob Burckardt vor vierzig Jahren sagen konnte: gotisches Detail am bürgerlichen Hause sei Undank gegen die italienischen Baumeister, die diesem Hause die Disposition gegeben hätten. Wir sind eben Eklektiker und müssen froh sein, wenn es in der Architektur nicht zu Geschmacklosigkeiten kommt. Daß wir große und erfreuliche Werke

mit neuen Baugedanken werden entstehen sehen, daran denkt einstweilen wohl niemand. Es genügt gerade, daß wir die vorhandenen und zugänglichen Gedanken noch verstehen und praktisch zu gebrauchen wissen. Was hat man früher von dem „Eisenstil“ gehofft! Und was ist abgesehen von dem Nutzbau dabei herausgekommen? Neumann spricht darüber sehr gut. Das Eisen kann die weitesten Räume überdecken. Aber weiter, als die menschliche Stimme reicht, kann sich eine Kirche, ein Theater, ein Musik- oder Sprechsaal nicht wohl ausdehnen, und das sind Maße, denen die älteren Baustoffe für die Raumdeckung annähernd genügen. Da das Eisen, das viel mehr leistet, hauptsächlich als Raumdecke benutzt wird, aber in seiner ganzen Leistungsfähigkeit gar nicht ausgenutzt werden kann, so darf man seinen Einfluß auf die Stilbildung nicht hoch anschlagen.

Nur in einem Punkte können wir dem Verfasser nicht beistimmen, daß nämlich um die Erziehung des Volkes zum Verstehen des Schönen durch Aufstellung schöner Gebäude die — Postverwaltung ein großes Verdienst habe. Wir sind der Meinung, daß dieses Geld anders und besser hätte angewandt werden können. Denn die Reichspost ist und bleibt doch schließlich nur eine Verkehrsanstalt und keine Repräsentationseinrichtung. Der Verfasser sagt zwar: „Die Regierung und mit ihr die Vertretung des Volkes sollte sich niemals durch allzuängstliche Sorge um das augenblickliche Gleichgewicht des Etats zu übermäßiger Sparsamkeit in Angelegenheiten der dem Volke zugänglichen Kunst veranlaßt fühlen.“ Aber damit wird er wohl keinen Eindruck machen. Denn leider hat die Regierung oder sagen wir auch: unser Volk einstweilen noch wichtigeres zu thun, als schöne Postgebäude zu bauen. Überhaupt ist die „Schönheit,“ so schön sie auch ist, da sie Geld kostet, nicht das Nächstliegende. Vieles andre muß erst da sein. Aber es ist begreiflich, daß jeder seine Sache, je ernsthafter er sich mit ihr beschäftigt, um so eher auch als „national“ anzusehen geneigt ist. Früher hatten wir zu wenig von diesem Streben, alles auf die Gesamtheit zu beziehen und in das politische Leben ausmünden zu lassen. Jetzt wird es dessen manchmal ein bißchen zu viel. Aber das schadet nichts. So lange Bücher in dem Bereiche theoretischer Betrachtung bleiben, erfreuen sie uns durch Belehrung und Unterhaltung. Werden sie aktuell, soll der „Racker von Staat“ zu den Lasten der Beschäftigten eines Verfassers herangezogen werden, dann — wirds gewöhnlich schwach. Ach, wie schwer ist es doch, in sozialen Fragen, zu denen diese ja doch auch gehören, etwas neues und dabei doch brauchbares zu sagen!

